

Menschenbild und Invalidität

Autor(en): **Schaepi, Hansjakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Heimwesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **49 (1978)**

Heft 9

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-809745>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Warum arbeite ich im Heim und nicht anderswo?»

«*Psychohygiene im Heim*»: An der von der Vereinigung der Heimerzieher im Kanton Zürich (VHZ) am 13. März 1978 in der Paulus-Akademie in Zürich durchgeführten Fortbildungstagung für Betreuer sprach — neben dem Psychologen Robert Strubel und dem Leiter des Sonderschulheims Friedheim, Fritz Odermatt*, deren Referate im August-Heft des Fachblatts erschienen sind — auch der Psychiater Dr. med. Hansjakob Schaeppi über das Thema «Menschenbild und Invalidität». Ausgehend von der Frage der Motivation für die Arbeit im Heim, beschäftigte sich Dr. H. Schaeppi, dessen Ausführungen ebenfalls im Wortlaut folgen, insbesondere mit den Folgen des Wertkonflikts, der sich für den Betreuer ergibt aus der Diskrepanz zwischen Idealvorstellungen und realisierbaren Möglichkeiten im Umgang mit den Betreuten. Die Zwischentitel wurden von der Redaktion eingefügt.

Menschenbild und Invalidität

Von Dr. med. Hansjakob Schaeppi, Schaffhausen

Wenn ich zum Thema Menschenbild und Invalidität zu Ihnen spreche, möchte ich zuerst versuchen, die Begriffe näher zu umschreiben. Zunächst zum Begriff des Menschenbildes. Mein Menschenbild ist das Bild, das ich mir selbst vom Menschen mache. Jeder Mensch hat ein Menschenbild, jeder ein eigenes. Auch wenn wir nicht vom Menschenbild sprechen, auch wenn wir nicht wissen, was wir für ein Menschenbild haben, so existiert in uns trotzdem eine Vorstellung vom Menschen. Zu dieser Vorstellung gehört auch der Stellenwert der physischen und psychischen Invalidität, auf die ich später zu sprechen kommen werde. Unser Menschenbild beeinflusst uns in der Art und Weise, wie wir mit den Menschen umgehen. Aus diesem Grund ist es für uns auch praktisch wichtig, danach zu fragen, was wir für ein Bild vom Menschen haben.

Ergebnis der kollektiven Weltanschauung . . .

Fragen wir uns zunächst, wie sich ein solches Menschenbild entwickelt. Es ist offensichtlich, dass das Menschenbild mit dem Zeitalter, mit den herrschenden Verhältnissen sowie mit den religiösen und ethischen Ueberzeugungen sich wandelt. Denken wir zum Beispiel an das Verhältnis, das der Mensch des 18. Jahrhunderts zu den Geisteskranken hatte. Aus Literatur und bildlichen Darstellungen können wir entnehmen, dass damals die Geisteskranken angeketet in Gefängnissen eingeschlossen wurden. Dies war nur möglich aus der damaligen Sicht der Geisteskrankheit. Oder denken wir an die Zeit des Nationalsozialismus in Deutschland. Damals wurde das sogenannte lebensunwerte Leben vernichtet. Geistesranke und Gebrechliche wurden beseitigt. Der ideologische Hintergrund dieser Haltung dem Menschen gegenüber geht zum Beispiel aus folgendem Satz

hervor, der von einem der führenden Köpfe der damaligen Zeit stammt: «Das Menschsein einer Person hängt von der Rasse, Kaste oder Klasse ab.»

. . . und Resultat von Anlage und Milieu

Unser Menschenbild hängt aber nicht nur von der kollektiven Weltanschauung unserer Gesellschaft ab, in der wir leben, sondern ein weiterer wichtiger Einfluss stammt aus unseren individuellen Anlagen sowie aus dem Milieu unserer Kindheit und Jugend. So entwickelt das Kind von überstrengen, autoritären Eltern die Vorstellung, alle Menschen verlangten viel von ihm und duldeten niemals ein Widerwort. Wer in der Kindheit von seiner Mutter vernachlässigt wurde, muss die Ueberzeugung entwickeln, auf die Menschen sei kein Verlass, es sei besser, keine allzu engen Beziehungen zu anderen Menschen einzugehen. Wer mit einem Herzfehler geboren und in seiner Kinderzeit ängstlich behütet und beobachtet wurde, gewöhnt sich daran, dass auf ihn ganz besondere Rücksicht genommen werden muss; seine Invalidität ist der Berechtigungsschein für Ansprüche auf vermehrte Rücksicht. Wer als Kind von optimistischen, zugewandten, zuverlässigen Eltern aufwachsen durfte, entwickelt in sich die Ueberzeugung, dass man sich auf die Menschen verlassen kann, und dass ihm die Menschen nichts Böses antun werden. Wer als Kind und Jugendlicher eine chronisch-depressive Mutter erlebt, die sich mit ihrer Depression besondere Aufmerksamkeit und Rücksicht verschafft, der wird die Gewissheit entwickeln, dass man nur dann von den Menschen gut behandelt wird, wenn man einen leidenden Eindruck auf sie macht. Sie sehen, wie wesentlich das Menschenbild von Konstitution und Milieu geprägt wird. Selbstverständlich können auch Erlebnisse im Erwachsenenalter das Menschenbild beeinflussen. Es ist aber sicher so, dass das Milieu im Kinder- und Jugendalter tiefere Furchen hinterlässt als spätere Erlebnisse.

Aus dem Gesagten geht hervor, dass das Menschenbild von Individuum zu Individuum ausserordentlich

* vgl. Fachblatt Nr. 8/78

verschieden sein muss. Streng genommen kann also immer nur von einem subjektiven Menschenbild gesprochen werden; es ist also keine Aussage über das Menschenbild schlechthin möglich, sondern immer nur darüber, wie die Menschen in meinen Augen sind. An dieser Stelle ist eine Ergänzung notwendig: Jeder von uns hat auch eine Vorstellung darüber, wie der Mensch sein sollte bzw. nicht sein sollte. In unserem Umgang mit den Menschen werden wir nicht nur beeinflusst durch das Bild, wie der Mensch ist, sondern auch durch das Bild, wie der Mensch sein sollte oder nicht sein sollte.

Idealbilder aus der Werbung abzulesen

Obwohl es, wie wir gesehen haben, kein streng objektives Bild vom Menschen gibt, existiert doch so etwas wie ein durchschnittliches heutiges Menschenbild, und dazu möchte ich jetzt einige Gedanken äussern. Unser heutiges ideales Menschenbild, also die Vorstellung, wie der Mensch heute sein sollte, kann wohl am direktesten aus der Werbung abgelesen werden. Die Werbung bringt ideale Menschenbilder mit den zu verkaufenden Produkten in Verbindung. Die Werbung versucht zu suggerieren, dass der Konsument dem idealen Menschenbild näher kommt, wenn er ein bestimmtes Produkt konsumiert. Dieses ideale Menschenbild, das wir in den Reklamen finden, ist keine Erfindung der Werbepsychologie. Aber die Werbepsychologie hat herausgefunden, dass wir auf dieses ideale Menschenbild am besten ansprechen. Zum besseren Verständnis möchte ich Ihnen einige Beispiele nennen auf die Gefahr hin, dass ich in Verdacht gerate, Schleichwerbung zu betreiben. Da gibt es einmal den Gauloise-Typ, den jungen, ungebundenen, originellen und freien Menschen mit zigeunerhaftem Anstrich. Die Marlboro-Reklame verkündet: «I am used to success with Marlboro», das heisst, mit Marlboro bin ich an Erfolg gewöhnt. Die Firma Stuyvesant bildet ihre Zigarettenpackungen mit Vorliebe auf dem Hintergrund von Flughäfen ab und erklärt, wer den Duft der Stuyvesant einatme, atme auch den Duft der grossen, weiten Welt ein. Unser heutiges ideales Menschenbild ist demnach das eines Menschen, der jung, dynamisch, erfolgreich und mobil ist, ein Menschenbild also, das weit entfernt ist von unseren Invaliden. In dieser Welt haben Invalide keinen Platz. Trotzdem können wir nicht behaupten, dass die Invaliden heute vernachlässigt würden. Unsere Welt weist den Invaliden einen besonderen Platz zu. Wer invalide ist, mobilisiert mit seiner Invalidität die Hilfe und Zuwendung der Mitmenschen. Er kann auf die Hilfe von besonderen Institutionen und der Sozialversicherung zählen. Der Preis, den man zahlen muss, wenn man als Invalidler gestempelt ist, besteht in einer mehr oder weniger stark ausgeprägten Isolation von den anderen Menschen.

Stellenwert der Invalidität im Menschenbild unserer Zeit

Wenden wir uns nun dem Begriff der Invalidität zu. Das lateinische Wort «invalidus» ist gleichbedeutend mit kränklich-sein, versehrt-sein, nicht-kraftig-sein.

Wenn ich von Invalidität spreche, meine ich körperliche und psychische Versehrtheit. Zunächst stellt sich die Frage nach dem Stellenwert der Invalidität im durchschnittlichen Menschenbild unserer Zeit. Dabei stossen wir auf die Schwierigkeit, dass sich körperliche und psychische Invalidität niemals scharf voneinander trennen lassen. Trotzdem wollen wir versuchen, gewisse Unterschiede im Bild von körperlich und psychisch Invaliden herauszuarbeiten.

Zunächst zur körperlichen Invalidität. Ich meine damit angeborene und erworbene Schädigung von Nervensystem und Bewegungsapparat, wie zum Beispiel die cerebrale Kinderlähmung, Wasserkopf, Muskeldystrophie, ferner Missbildungen und schliesslich Lähmungen nach Unfällen. Fragen wir uns, was solche Bilder in einem durchschnittlichen heutigen Menschen auslösen:

Einerseits entsteht in uns Mitleid, wenn wir einen körperlich Invaliden zu Gesicht bekommen. Dieses Mitleid löst in uns Zuwendung aus, wir kümmern uns um diesen Invaliden, wir spenden etwas für ihn. Vielleicht beschleicht uns ein schlechtes Gewissen, dass es uns so viel besser geht als diesem bedauernswerten Geschöpf. Es ist auch möglich, dass wir über die Missgestaltung erschrecken, denken wir an die Reaktion, die ein Mensch mit einem ausgeprägten Wasserkopf in der Umgebung auslöst. In Gedanken daran, dass ein ähnliches Schicksal uns treffen könnte, keimt in uns eine Tendenz, diesen Invaliden wegzuschieben an einen Ort, wo wir ihn nicht mehr sehen müssen. Es entstehen also in uns zwiespältige Gefühle, die zugleich Mitleid und Abwehr hervorrufen. Es ist der Menschheit wohlher, wenn diese Kreaturen in Heimen versteckt werden, damit sie nicht die unangenehmen zwiespältigen Gefühle in uns erwecken können.

Ich gehe über zur psychischen Invalidität. In diesem Zusammenhang denke ich an Oligophrenie, an chronische Schizophrenien, an Endzustände von Alkoholismus und anderen Süchten. Einerseits entstehen in uns psychisch Invaliden gegenüber ähnliche Reaktionen wie auf körperliche Invalidität. Allerdings können psychisch Invalide noch besondere Reaktionen ins uns hervorrufen. Bestimmte Formen von psychischer Invalidität, nämlich die Endzustände von Süchten lassen ins uns die Frage nach Schuld und Verantwortung dieser Menschen sich selbst und der Gesellschaft gegenüber auftauchen. Es würde wohl niemandem einfallen, einem Mongoloiden die Schuld für seine Krankheit zuzuschieben. Ueber den Alkoholiker sagen wir aber, er habe sich selbst zu einer Ruine gesoffen. Der Heroin-Fixer hat sich selbst zugrunde gerichtet. Haben diese Menschen ein Recht auf Unterstützung? Chronisch Geisteskranke wirken auf Aussenstehende noch beängstigender als körperlich Invalide, da das Geschehen in ihrer Seele auf die meisten Menschen sehr unverständlich, uneinfühlbar wirkt. Wir sehen also, dass die zwiespältigen Gefühle den psychisch Invaliden gegenüber noch ausgeprägter sind als diejenigen den körperlich Invaliden gegenüber. Diese zwiespältigen Gefühle müssen Sie als in Heimen Tätige aushalten, und das ist keine leichte Aufgabe. Nachdem wir versucht haben, das durch-

Einführung in den neuen Kontenplan VSA

VSA-Kurs für Mitglieder von Behörden, Gemeindeverwaltungen, Heimkommissionen, für Heimleitungen und Rechnungsführer im Heim

24. Oktober 1978 in Bern, Wohnheim Fellerhut, Stapfenstrasse 81

Programm

10.00 Uhr	Eröffnung	F. Huber, Bundesamt für Sozialversicherung Dr. H. Locher, Fürsorgedirektion des Kantons Bern
10.30 Uhr	Warum ein neuer Kontenplan?	Hch. Riggensbach, Geschäftsleiter des Vereins für die Betreuung Betagter, Bümpliz
10.45 Uhr	Vorstellung des neuen Kontenplans, genereller Ueberblick, Aufbau	A. Gasser, Chef des Rechnungswesens, Fürsorgedirektion der Stadt Bern
11.15 Uhr	Wie geht man bei der Umstellung im Betrieb vor?	A. Meyer, Adjunkt im Zieglerspital Bern
11.30 Uhr	Diskussion in Gruppen	
12.30 Uhr	Mittagessen (im Fellerhut)	
14.00 Uhr	Erfahrungen der VESKA	M. Wipf, ehem. fachtechnischer Adjunkt des Zentralsekretariats VESKA
14.15 Uhr	Diskussion in Gruppen	
15.30 Uhr	Unsere Erfahrungen mit der Umstellung im Heim	P. Staub, Leiter des Pflegeheims Riggisberg
	Pause	
16.00 Uhr	Allgemeine Diskussion, Beantwortung von Fragen im Plenum	Gruppenleiter und Referenten
17.00 Uhr	Abschluss des Kurses	

Die Kursteilnehmer müssen im Besitz des vom BSV empfohlenen Kontenplans sein. Dieser kann zum Preis von Fr. 40.— (inklusive Porto) beim Sekretariat VSA bezogen werden.

Kurskosten: Fr. 100.— (inklusive Mittagessen) für Teilnehmer aus VSA-Heimen.
Fr. 150.— (inklusive Mittagessen) für Teilnehmer, deren Heim dem VSA **nicht** angehört.

Das Alterswohnheim Fellerhut in Bern-Bümpliz, Stapfenstrasse 81, ist gut erreichbar mit der Bahn (Station Bümpliz-Nord) oder mit Bus Nr. 13 (Station Post) und Nr. 14 (Station Säge). Es sind auch Autoparkplätze vorhanden.

— — — — — Hier abtrennen — — — — —

Anmeldung (Kontenplan-Einführungskurs)

bis 7. Oktober 1978 an das Sekretariat VSA, Seegartenstr. 2, 8008 Zürich, Tel. 01 34 49 48.

Name, Vorname _____

Adresse, Telefon _____

Name des Heims _____

Tätigkeit im Heim _____

Ist das Heim Mitglied VSA Ja Nein

Ich bestelle 1 Exemplar VSA-Kontenplan à Fr. 40.— Ja Nein

Datum: _____

schnittliche heutige Menschenbild und das durchschnittliche Verhältnis des heutigen Menschen dem Invaliden gegenüber zu umreißen, wollen wir dieselben Fragen in bezug auf Sie als Betreuer und Erzieher stellen. Was ist charakteristisch an Ihrem Menschenbild und Ihrem Bild vom Invaliden?

Die Frage der Motivation zur Arbeit im Heim

Sie haben ein aktives Verhältnis zum Invaliden. Sie wollen nicht wie andere Menschen den Invaliden aus Ihrem Gesichtsfeld aussperren; im Gegenteil, Sie beschäftigen sich aktiv mit ihm; diese Beschäftigung füllt einen wesentlichen Teil Ihres Lebens aus. Der Invalide ist für Sie nicht ein lebensunwertes Wesen, sondern Sie finden ihn wert dafür, dass Sie sich in einer bestimmten Weise mit ihm beschäftigen. In diesem Ihrem Verhältnis dem Invaliden gegenüber liegt eine gewisse Gefahr der Selbsttäuschung: Alle negativen Regungen, die aussenstehende Menschen den Invaliden entgegenbringen, sind mehr oder weniger ausgeprägt auch bei Ihnen vorhanden. Ihre Gefühle den Invaliden gegenüber sind sogar in spezifischer Weise strapaziert. Auf dieses Thema möchte ich später eingehen.

Ich möchte zur Frage der Motivation zur Heimarbeit kommen, oder anders ausgedrückt: Warum arbeite ich gerade im Heim und nicht anderswo, warum beschäftige ich mich gerade mit Invaliden und nicht mit anderen Menschen? Ich glaube, dass diese Frage im Zusammenhang steht mit Ihrem spezifischen Bild vom Menschen und vom Invaliden. Für Sie ist der Mensch wesentlich auch ein Wesen, das zu betreuen, zu erziehen und zu bilden ist.

Jedem Beruf ist ein mehr oder weniger charakteristisches Verhältnis zum Menschen eigen.

Die Krankenpflegerin begegnet dem Menschen als einem zu pflegenden Wesen. Der Diener begegnet seinen Herrschaften in erster Linie dienend. Der Lehrer ist für seine Schüler vor allem ein Vermittler von Wissen, ein Beherrschender. Der geborene Verkäufer hat eine ausgeprägte Fähigkeit, sein Produkt in suggestiver Weise an den Mann zu bringen.

Sie spüren, dass wir in die Nähe der Karikatur von Berufsbildern geraten: Der Lehrer, der alles besser weiss als der liebe Gott. Der Offizier, der sich vor allem mit Fragen des Haarschnittes befasst. Der Abwart, der stur und kurzsichtig auf der Hausordnung herumreitet. Der Psychiater, der mindestens ebenso gestört und verschroben wie seine Patienten wirkt. Die Kindergärtnerin, die vorwiegend in Verkleinerungsformen spricht. Eine solche Karikatur könnte auch für die in Heimen Tätigen entworfen werden. Ein anderer Ausdruck für diese Karikatur ist die «déformation professionnelle». Typisch für diese Zustände der Berufsverbildung sind die fehlende Distanz zur eigenen beruflichen Tätigkeit, das Aufgehen in der beruflichen Aufgabe im negativen Sinne des Wortes; wenn ich unter «déformation professionnelle» leide, bin ich nicht mehr ein Mensch, der

einen bestimmten Beruf hat, sondern der Beruf hat mich.

Diese Zeichen der Berufs-Verbildung bedeuten meistens, dass an der Motivation zum Beruf etwas nicht stimmt, oder dass diese Motivation zuwenig durchgearbeitet ist.

Man kann es auch anders ausdrücken: Wenn für den Arzt jeder Mensch zum Patienten wird, wenn für den Sozialarbeiter jeder Mensch zu einer Person wird, die betreut werden muss, wenn es für den Heimerzieher nur noch die Arbeit im Heim gibt und alles andere unwichtig wird, dann ist dies ein Alarmzeichen. Es bedeutet, dass das Menschenbild des Berufstätigen völlig erstarrt ist, und nicht nur dies; es bedeutet, dass ganz allgemein die Beziehungen dieses Menschen erstarrt oder am Erstarren sind.

Das Tagungsthema ist die Psychohygiene im Heim. Dort, wo ich jetzt mit meinen Ausführungen angelangt bin, ergeben sich Berührungspunkte zur Psychohygiene im Heim. Wir können nur Schlaglichter auf dieses Thema werfen. Der Ort, wo diese Schlaglichter auftreten, hängt nicht nur mit dem Fachgebiet von uns Referenten, sondern wiederum mit unserem Menschenbild zusammen.

Leider wird von den persönlichen Motiven wenig gesprochen

Ein Erstarren im Beruf ist vom psychohygienischen Standpunkt aus sicher immer als ungünstig zu beurteilen. Wir haben vorhin über die Frage der Motivation zum Beruf gesprochen. Bei der Berufswahl spielen immer auch — neben idealistischen Motiven und dem Wunsch nach einer sinnvollen Betätigung — sehr persönliche Motive mit. Davon wird weniger gesprochen; ich würde sagen: Leider wird von diesen persönlichen Motiven weniger gesprochen. Wir brauchen uns ihrer nicht etwa zu schämen. Im Gegenteil, je besser wir unsere persönlichen Motive kennen, um so mehr Distanz gewinnen wir gegenüber unserer beruflichen Tätigkeit, und das kann für uns und für die uns Anvertrauten nur von Vorteil sein. Dieses Wissen um unsere persönlichen Motive schützt uns nämlich davor, zu einer beruflichen Karikatur zu werden.

Nehmen wir als Beispiel den Beruf der Säuglingspflegerin. Bei vielen Säuglingspflegerinnen spielt in der Berufswahl der Wunsch mit, verhätschelt zu werden und selbst zu hätscheln. Bei vielen Mädchen, die den Beruf der Coiffeuse lernen möchten, lässt sich ein Bedürfnis nach einer körpernahen Tätigkeit feststellen. Sie werden sich nun fragen, was es für persönliche Motive für die Arbeit im Heim gibt. Ueberlegen Sie sich selbst, was für Sie, nebst Idealen, neben dem Wunsch zu helfen, eine Rolle spielen könnte. Ich möchte hier nur auf einen Aspekt hinweisen, der mich besonders bedeutsam dünkt.

Ich glaube, dass der Wunsch nach Geborgenheit für den Entschluss zur Arbeit im Heim oft eine wesentliche Rolle spielt.

Geborgenheit erfährt nämlich nicht nur der Insasse im Heim, sondern auch der Mitarbeiter. Und warum soll er nicht im Heim Geborgenheit erfahren dürfen? Für uns ist die Frage wichtig, was die Folge ist, wenn beim Helfer dieser Wunsch nach Geborgenheit zu wenig bewusst oder zu intensiv ist. Wer zu sehr die Geborgenheit im Heim sucht, vergräbt sich im Heim. Er kann Spannungen nicht in konstruktiver Weise austragen, da er befürchten muss, die Harmonie des Zusammenlebens werde zerstört. Er schafft ein Geborgenheitsklima im Heim, das unter anderem auch das Selbständigerwerden der Insassen behindert. Daraus geht hervor, dass solche Geborgenheitswünsche die Wirksamkeit eines Einsatzes im Heim beeinträchtigen können.

Wir haben darüber gesprochen, dass persönliche Bedürfnisse in der Beziehung zu Menschen und bestimmte allgemeine Einstellungen den Menschen gegenüber unbewusst sein können. Unbewusst können auch unsere Vorstellungen darüber sein, was wir mit unseren Mitmenschen erreichen möchten. Anders ausgedrückt: Jeder Berufstätige, der in seinem Beruf mit Menschen zu tun hat, besitzt gewisse Vorstellungen darüber, was er beruflich erreichen möchte, und diese Vorstellungen hat er auch dann, wenn er nichts davon weiss.

Betreuung ist von Erziehung zu unterscheiden

Nach meiner Auffassung gibt es zwei grundsätzlich zu unterscheidende Aufgabenrichtungen mit Invaliden:

Einerseits die Betreuung, andererseits die Erziehung und Bildung. In der Ankündigung dieser Tagung im Fachblatt für Schweizerisches Heimwesen fand ich die Formulierung: Fortbildungstagung für Betreuer, durchgeführt von der Vereinigung der Heimerzieher im Kanton Zürich. Ich glaube, dass für unser Thema der Psychohygiene im Heim mindestens eine grundsätzliche Unterscheidung von Betreuung und Erziehung von Bedeutung ist. Betreuung bedeutet nach meiner Auffassung hüten, sorgen; für den Insassen all das erledigen, was er nicht selbst tun kann. Unausgesprochen steckt darin die Vorstellung, dass sich der betreute Insasse nicht wesentlich wird weiterentwickeln können. Es wird also bei der Betreuung der status quo aufrechterhalten. Bei Erziehung und Bildung geht es nach meiner Meinung darum, einen Menschen zu fördern, aus ihm etwas zu machen. Wer erzieht und bildet, hat ein bestimmtes zu erreichendes Menschenbild vor sich — ob er das weiss oder nicht.

Betreuung einerseits und Erziehung bzw. Bildung andererseits lassen sich nicht scharf voneinander trennen. Aber es existieren doch erhebliche qualitative Unterschiede.

Je idealer unser Menschenbild ist, je höher die Ansprüche an uns als Helfer und an unsere Invaliden geschraubt werden, um so anstrengender wird unsere Tätigkeit.

Je grösser die Diskrepanz zwischen realen, verwirklichtbaren Möglichkeiten einerseits und unseren

Glorifizierung oder Verfemung?

Das Heim im Spannungsfeld der öffentlichen Meinung

VSA-Intensivkurs für Öffentlichkeitsarbeit in St. Gallen

Die Haltung unserer Gesellschaft den Heimen gegenüber ist ambivalent. Sie schwankt beständig zwischen den Extremen der Glorifizierung und der Denunziation. Kann man sich gegen die Folgewirkungen dieser ambivalenten Haltung schützen — und wie? Der Kurs für Öffentlichkeitsarbeit in St. Gallen sucht darauf Antwort zu geben.

Kursdaten	21. und 28. September 1978, je 09.00 bis 17.00 Uhr
Kursort	Hochschule für Handels- und Sozialwissenschaften, Hörsaal Nr. 208
Kursleitung	Jakob Hohl, Berater für Kommunikationsfragen, Baden
Kurskosten	Für Teilnehmer aus VSA-Heimen Fr. 150.—. Für Teilnehmer, deren Heim dem VSA nicht angehört, Fr. 200.—.

Es sind noch einige Plätze frei. Telefonische Anmeldung nimmt das Sekretariat VSA (Telefon 01 34 49 48) bis 18. September entgegen.

Idealvorstellungen andererseits ist, um so mehr geraten wir in eine innere Spannung, in einen Wertkonflikt. Es ist möglich, mit überhöhten Anforderungen an sich selbst und an andere sich selbst und andere ein Leben lang zu überfordern. Die Folge sind dauernd wiederkehrende Enttäuschungen und chronische Unzufriedenheit. Diese dauernde Ueberforderung kann die Folge einer Atmosphäre in der Kinderzeit sein, die ein Bild vom Menschen prägte, in dem nur Höchstleistungen zählen: «Ich bin nur jemand, wenn ich maximale Leistungen vollbringe.»

Es wäre sicher falsch, bei der Arbeit im Heim in reiner Betreuung stecken zu bleiben, wenn es möglich ist, die Insassen zu fördern. Andererseits steckt in jeder Erziehungstätigkeit die Gefahr der Ueberforderung, nicht nur für denjenigen, der erzieht und bildet, sondern auch für denjenigen, der erzogen und gebildet wird. Gerade im Heim dünkt es mich besonders wichtig, dass sich die Mitarbeiter ein realistisches Bild von den Förderungsmöglichkeiten zurechtlegen können.

Von der Psychologie zur Ethik und zur Religion

Sie fragen sich vielleicht, warum ich bis jetzt bei meinen Ausführungen noch nicht darauf zu sprechen kam, dass es auch eine religiöse Motivation zur Arbeit im Heim gibt. Wohl häufiger als in anderen Berufen stützen sich Betreuer und Erzieher in Heimen auf ihren Glauben. Was ich Ihnen bisher sagte, entstammt meiner psychologischen und psychiatrischen Sicht. Ich möchte abschliessend versuchen, von der Psychologie eine Brücke zur Ethik und Religion zu schlagen.

Menschen, die sich auf eine religiöse Ueberzeugung stützen bzw. die, etwas allgemeiner formuliert, sich an die christliche Ethik halten, haben ein bestimmtes Bild vom idealen Menschen. In diesem Bild sind die Nächstenliebe, die Hilfe für den Schwachen und Bedürftigen in der Stufenleiter der Werte hoch oben, wenn nicht zuoberst eingestuft.

Die Weisheit des Alters kann uns nicht ersetzen, was wir an Jugendtorheiten versäumt haben.
Bertrand Russell

Das Widerwärtige ist wie eine Gewitterwolke: in der Ferne sieht sie schwarz aus, über uns aber kaum grau.
Jean Paul

Menschen zu finden, die mit uns fühlen und empfinden, ist wohl das schönste Glück auf dieser Welt.
Spitteler

Die Einfachheit ist die Gefährtin der Wahrheit, so wie die Bescheidenheit die Gefährtin der Weisheit ist.
de Sanctis

Das Unglück muss man mit Händen und Füssen, nicht mit dem Maul angreifen.
Pestalozzi

Zu Unrecht werden oft Psychologie und Religion bzw. Ethik gegeneinander ausgespielt. Konkret ausgedrückt kann das etwa folgendermassen tönen — ich übertreibe bewusst: Die Psychologie tut den religiösen Glauben als Auswuchs eines Vaterkomplexes und die Hilfe am leidenden Mitmenschen als nackte Bedürfnisbefriedigung ab. Das heisst, die Psychologie behauptet, man könne nur dann an Gott glauben, wenn man noch zu sehr an den eigenen Vater gebunden sei, und in der Hilfe am Mitmenschen verfolge man lediglich egoistische Ziele. Umgekehrt kann man von religiösen Kreisen etwa hören, dass die Psychologie ein Werk des Teufels sei; bei seelischen Problemen benötige man mitnichten die Hilfe von Psychologen oder Psychiatern; seelische Probleme müsse man nur aus dem Glauben heraus lösen. Und schliesslich wird auch etwa von diesen Kreisen so getan, als wäre die Hilfe am Mitmenschen ein reines Opfer. Solch extreme Auffassungen sind nicht nur falsch, sondern richten auch Schaden an, Schaden bei Betreuern und Betreuten.

Man kann nur über grobe Denkfehler zu einem solchen Ausspielen gelangen. Genau gesehen geht es nämlich bei der Psychologie nicht um das gleiche Thema wie bei der Religion bzw. Ethik. Die Psychologie ist die Wissenschaft von der Seele des Menschen. Wenn die Psychologie zur Ideologie wird, das heisst sich auf weltanschauliche Ueberzeugungen festlegt, verliert sie ihre geistige Unabhängigkeit und damit den Charakter einer Wissenschaft. Bei Religion und Ethik hingegen geht es um weltanschauliche Fragen, um persönliche Sinn- und Wertvorstellungen, das heisst nicht um etwas psychologisches, sondern um etwas geistiges, das niemals nur wissenschaftlich erfasst werden kann. Wenn es aber bei Psychologie und Religion um verschiedene Themen geht, dann ist es unsinnig, psychologische und religiöse Meinungen gegeneinander auszuspielen. Man kann ja nur um verschiedene Meinungen in bezug auf ein und dasselbe Thema streiten. Nun gibt es aber viele Berührungspunkte zwischen Psychologie und Religion; sie schliessen sich nicht etwa aus, sondern sie ergänzen sich. Es ist nicht wegzuleugnen, dass der Glaube viel Energie und Durchhaltevermögen in der schwierigen und anstrengenden Arbeit mit Invaliden geben kann. Ebenso wenig kann geleugnet werden, dass die Psychologie wertvolle Hinweise für die Arbeit und notwendige Distanz zur Arbeit geben kann.

In diesem Zusammenhang möchte ich Ihnen einen Wahlspruch nennen, der einer meiner Patientinnen das Leben schwer machte. Er heisst: «So einfach ist mein Leben, geben, immer nur geben.» So einfach ist das eben nicht. Es ist kein Zufall, dass es im Markus-Evangelium heisst: «Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.» Dieses Gebot entspricht einer alten menschlichen Erfahrung: Man kann einen anderen Menschen nur gern haben, wenn man sich selbst gernhaben kann. Diese Erkenntnis wäre geeignet als Leitsatz für die erste Seite eines Lehrbuches über Psychohygiene. In diesem Sinne möchte ich mein Referat abschliessen und hoffe, Ihnen einige Denkanstösse gegeben zu haben.